

(Nachdruck verboten.)

54] Am die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Um diesen Krebschaden auszuschneiden, hatte Wendel Sipler vorgeschlagen, daß fortan jeder, der zum Zuzug aufgemahnt würde, bis zur Beendigung des Volkskrieges bei der Fahne verbleiben müßte. Es gelang aber ihm und den Räten nicht, die Bauern davon zu überzeugen, wie nothwendig zu ihrem eigenen Wohle die vorgeschlagene Bestimmung sei. Eben wie Götz dem Ring sich näherte, erhob sich ein überwiegend Mehr der Hände auch hiergegen. Ein Dorfschneider hielt Götz seinen Spieß vor und forderte ihn auf, sich gefangen zu geben und vom Pferde zu steigen. Götz, der weit und breit gefürchtete Haudegen, vermochte über das komische seiner Lage nicht zu lachen. „Du hast gut reden,“ antwortete er, „so viele hast Du um Dich stehen; wenn Du mich draußen im Feld allein fängest, wollte ich Dich loben. Ich bin doch zuvor gefangen.“

„Und ich sag' Dir, es ist Dein Tod, wenn Du nit unser Hauptmann wirst,“ drohte der Schneider.

„Ich will aber nicht!“

„Daß Dich Gott's Marter schänd', Du mußt,“ fluchte der Dorfschneider. „Herunter vom Pferd!“

Götz stieg ab und jener führte ihn in den Ring. Die erregten Stimmen der Räte und des Haufens bedeuteten ihm, daß die Zeit des Hinhaltens vorüber sei. „Wohlan denn,“ sprach er, „da Ihr mich also dränget und zwänget, so sollet Ihr wissen, daß ich nicht anders handeln will, sofern mir Gott die Gnade giebt, denn was ehrlich, redlich und christlich ist und ehrenhalb geziemt und gebührt; und wo Ihr nicht ehrliche und christliche Handlungen vornähmet, wollt' ich eher sterben, als mich zu Euch bewilligen. Wenigstens werd' ich niemals in eine so tyrannische Handlung willigen, wie die Ermordung von Weinsberg war.“

„Es ist geschehen,“ antwortete ihm Jörg Meßler mit einem Achselzucken, „wo nicht, geschäh es vielleicht nimmer.“

„Die Verräther und Pfaffenfreunde müssen alle dran,“ gellte eine weibliche Stimme und die Bauern schlugen klirrend ihre Wehren zusammen. Die schwarze Hofmännin schrie es. Seitdem Jäcklein Rohrbach nach Maulbronn gegangen war, zog sie mit dem hellen Haufen. Die Bauern sahen mit schauer Ehrfurcht seit dem Tage von Weinsberg auf sie. Sie hielten sie für eine Prophetin und glaubten an ihre übernatürliche Macht.

Götz gelobte, ohne jede Bedingung, auf vier Wochen zunächst ihr Hauptmann zu sein und leistete den Eid auf die zwölf Artikel. Kaum aber saß er mit den Hauptleuten in der Herberge, so begann er an den Artikeln zu mäkeln. Sie sollten der Obrigkeit wieder gehorsam sein, verlangte er, Zinsen, Gülten und Frohnden leisten, wie es Herkommen sei und die Beseitigung aller Mängel ihren Herren anheimstellen. Die Bauern lachten ihn aus und er brauchte für Spott nicht zu sorgen.

„Meinet Ihr, daß wir Euch darum zum Hauptmann gemacht haben?“ fragte Wolf Gerber von Dehringer mit stechenden Blicken. „Dann hätten wir keinen Aufstand zu machen nöthig gehabt, sondern hätten ruhig daheim bleiben können.“

Hans Flux warnte ihn, das sei ein bösslich Gelüsten.

Götz bestand vorläufig nicht weiter darauf. Jedoch erlangte er das Versprechen, daß die festen Häuser und Burgen der Edelleute auf dem weiteren Zuge verschont werden sollten. Daß dieser Zug auf Würzburg ging, war ihm sehr wider den Strich. Er brauchte, um sich in seiner Stellung zu befestigen, einen Erfolg und er fürchtete, daß sein Feldherrntalent die Probe durch die Belagerung des sehr starken Marienberges schlecht bestehen würde. Er schlug deshalb vor, zunächst die Reichsstadt Schwäbisch Hall in den Bund zu bringen, was kein schwieriges Unternehmen sei, und verbürgte sich, daß er nur zu schreiben brauche, um sogleich zweihundert Pferde dem Heere zuzuführen. Dann sollten alle Haufen herangezogen werden und mit dieser ungeheuren Macht wollte er dem Schwäbischen Bunde im freien Felde

entgegengehen. Nach ein oder zwei Schlachten, an deren glücklichem Ausgange er nicht zweifelte bei solcher Uebermacht, müßten dann alle Festungen, Schlösser ihnen von selbst zufallen.

Aber auch damit drang er nicht durch. Das Heer zog weiter durch das mainzische Gebiet auf das reiche Benediktinerkloster Amorbach, Götz von Berlichingen und Jörg Meßler als oberste Hauptleute an der Spitze. Das Kloster erlitt das Schicksal von Schönthal. Der helle Haufen brach herein und raubte alles, was nur einigen Werth hatte: Kleider, Gefäße, silberbeschlagene Bücher, Zinsule, und verschonte weder Orgel noch Altar noch Reliquien. Und nach den Bauern kamen die Amorbacher und ihre Nachbarn und trugen alles bewegliche Gut fort, bis auf die Bretter, die Dachziegel und die vorrätigen Backsteine. Das Niederbrennen des Klosters, wozu schon der Befehl erteilt worden, unterblieb auf die Bitten des Rathes von Amorbach. Nur die Zinsbücher wurden dem Feuer überantwortet. Die Beute wurde verkauft und jede Kotte erhielt ihren Theil. Götz erstand außer seinem Theil noch für einhundertundfünfzig Gulden Kleinodien, darunter eine blaue Zinsul, die seine Hausfrau zertrennte, und aus deren Perlen und Edelsteinen sie sich ein Halsgeschmeide machte. Von dem Kaufpreis ließen ihm die vergnügten Bauern fünfzig Gulden nach.

Die schwarze Hofmännin betheiligte sich an der Plünderung nicht. Sie hatte es bei früheren Gelegenheiten nicht gethan, und that es auch bei späteren nicht. Was sollten ihr Schätze? Ja, sie stieß sie mit dem Fuße fort oder zertrat sie, wann sie auf ihrem Wege lagen. Ihr Antheil an der Beute war die Wollust, mit der sie zuschautte, wie das Eigenthum ihrer bittergehassten Feinde geraubt und verwüstet wurde. Wild machte es sie, daß das Kloster nicht niedergebrannt wurde. Sie fuhr Jörg Meßler an, ob man die Kester nur stehen lasse, damit das Nachgebögel sich flugs wieder einnistern könne, sobald die Bauern den Rücken wendeten? Er und die Siebener seien Weiber, denen die goldenen Sporen des Götz in die Augen stächen. Diesem legte ihr Mißtrauen die Verantwortung für die Schonung auf. Anstatt ihm bei seinem Beute-Eintausf fünfzig Gulden nachzulassen, hätte man sie auf einen Strick verwenden sollen, um ihn zu hängen. Ihr Haß gegen den Adel nahm nur Florian Geyer aus; er allein meinte es ehrlich mit den armen Leuten. Und so hatte sie nur grimme Verachtung für die Junker und Ritter, welche jetzt erschreckt aus der ganzen Umgegend nach Amorbach geeilt kamen, um durch den Schwur auf den Artikelbrief Sicherheit der Person und des Eigenthums zu gewinnen! O, wie klein sie sich jetzt machten und Rath und Hauptleute umschmeichelten, diese hochmüthigen Edellinge! „Ja, büd' Dich nur, so tief Du kannst,“ rief sie dem Junker von Gollersdorf zu, den sie schon an der Thür des Wirthshauses, in dem die Siebener ihr Quartier aufgeschlagen hatten, sein Barett küpfen sah. „Gott hat uns, die Uedlen vor der Welt und die Verachteten erwählet, daß er zu nichte mache, was etwas ist und kein Fleißig vor ihm sich rühme.“

Aber nicht nur die kleinen Tyrannen, welche gleich Wespen und Hornissen bislang die armen Leute blutig gestochen hatten, fanden sich ein. Von dem großen und mächtigen Grafen von Wertheim am Einfluß der Tauber in den Main kam das Anerbieten, in den evangelischen Bund zu treten und ihn mit Geschütz, Pulver und Kugeln zu unterstützen. Seine Macht war vor der Empörung seiner Bauern zergangen, die sein stolzes, auf einem Nebenhügel thronendes Schloß stürmten, als er sie mit Feuer und Schwert zwingen wollte. Götz's alter Freund, der Ritter Max Stumpf, geleitete eine Gesandtschaft nach Amorbach, die kein Geringerer schickte als der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Albrecht von Brandenburg. Ein Better des Ansbachers Kasimir, trug er sich lange mit dem Gedanken, das Beispiel von dessen Bruder Albrecht nachzuahmen und sein Erzbisthum in einen weltlichen Staat umzuwandeln, wie jener das Deutschordensland Preußen zu einem Herzogthum gemacht hatte. Er liebäugelte mit der Reformation, erwies sich den Humanisten günstig und zog Ulrich von Hutten an seinen üppigen Hof, der sich mit Wissenschaften und Künsten putzte. Seine Maitresse rebete ihm schließlich seinen Ehrgeiz aus, bei dem für sie nichts herauskommen konnte. Denn es war nicht daran zu denken, daß er als weltlicher Kurfürst sie zu seiner Gemahlin machen würde. Jetzt schickte er seinen Statthalter, den die Strak-

Burger von seinem Bischofsstuhl verjagt hatten, als Legaten an die Bauern.

Dem, ach! selbst in dem goldenen Mainz und Rheinauf- und abwärts frachte und barst die alte Herrlichkeit, sodaß Erzbischof Albrecht es für weise erachtete, sich anderwärts in Sicherheit zu bringen. Sein Schlemmerleben hatte seine ganze Energie aufgezehrt und er erinnerte sich, daß sein Oheim Friedrich noch immer als Gefangener seiner liebevollen Söhne in dem Thurm der Pleißenburg schmachtete.

Aber die Bauern gaben ihm eine über die Maßen harte Nuß zu knaden. Der Statthalter mußte mit dem Domkapitel zu Mainz die zwölf Artikel annehmen und geloben, alles, was durch den hellen Haufen und andere gemeine Haufen hernach von frommen, geschickten, gelehrten und verständigen Leuten in diesen Sachen und in allen anderen christlichen Dingen und Anliegen gemeinen Landes erkannt und geordnet werden würde, ohne Ausnahme zu befolgen. Alle Städte und Flecken sollten, wo es von nöthen wäre, dem hellen Haufen Beistand und Zuzug thun mit Leib, Geschütz und anderem Vermögen, ohne von dem Erzbischof gehindert zu werden, und alle Städte dem hellen Haufen offenstehen. Alle Klöster und Klauen, Mönchs- und Nonnenhäuser sollten denen geöffnet werden, die darinnen ihren Habit ablegten, wo es nicht geschähe, sollten Hauptleute und gemeine Bauernschaft Macht haben, solche ihres Gefallens abzustrafen. Aller Adel des Stiftes sollte binnen eines Monats bei den Hauptleuten des hellen Haufens persönlich erscheinen und in die Vereinigung eintreten, jeder, der es nicht thäte, überzogen werden. Endlich mußte der Statthalter geloben, dafür, daß die Bauern das mainzische Gebiet verließen, binnen vierzehn Tagen dem hellen Haufen für das Domkapitel und die ganze Pfaffheit des Stifts 15 000 Gulden zu Händen zu stellen. Mag Stumpf erbot sich aus freien Stücken, mit vor Würzburg zu ziehen.

Wendel Gipler durfte stolz darauf sein, einen solchen Vertrag zu stande gebracht zu haben. Er wurde dessen jedoch ob der Sorge nicht froh, mit der Götze ihn bedrängte. Götze kam immer wieder auf seine Forderung zurück, daß die zwölf Artikel geändert, gemäßiget, abgeschwächt würden. Gipler hielt solches für unmöglich, obgleich er Götze gerne gefällig gewesen wäre, denn einestheils glaubte er die jüngsten großen Erfolge an den Namen des Ritters geknüpft, andertheils war er selbst überzeugt, daß manche Forderung der zwölf Artikel ermäßiget, ja ganz gestrichen werden müßte, wenn der Staat, den er erstrebte, verwirklicht werden sollte.

In dieser Verlegenheit erhielt er den Besuch eines Mannes, den Hans Flux und seine Heilbronner nicht mit wohlwollenden Augen betrachteten. Auch Gipler kannte ihn schon seit längerer Zeit von Heilbronn her, das Hans Berle zu wiederholten Malen auf Reichs- und Bundestagen und bei anderen politischen Verhandlungen mit den besten Erfolgen vertreten hatte. Er war in allen Künsten und Kunststücken der Diplomatie erfahren und gewandt wie ein Wiesel. Schon in Reckarsulm und Weinsberg war er zu den Bauern gekommen, um zu erspähen, ob sich nicht unter ihnen Beziehungen anknüpfen ließen, die zum Vortheil seiner Vaterstadt ausgenützt werden könnten. Nach seinen Rathschlägen war dann deren Rath versahren und hatte derselbe Hans Flux zu seinem Sündenbock erforen. Jetzt schickte ihn die Stadt nach Amorbach, um bei den Siebenern über die Böckinger, welche die Eigenthumsrechte Heilbronn's rücksichtslos verletzten, Beschwerde zu führen, und er kam zu Wendel Gipler, um sich dessen Beistand und Vermittelung zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Altbürgermeister Zelle darf nun freier athmen. Nicht wie ein Mann, den die Amtsbürde niedergebeugt hat, scheidet er aus dem öffentlichen Leben. Auch die bösen Vorwürfe, die aus Anlaß des achtundvierziger Jubiläums auf ihn niederhagelten, machen ihn nicht gramlich. Immer vergnügt, das ist sein Wahlspruch noch heute; und so verkündet der Alte durch willfährige Zeitungsschreiber: Nun wolle er erst recht leben und genießen, da er der Berufspflichten ledig sei. Kaum habe er sich zum Theaterbesuch Zeit gönnen dürfen und so sei er denn in der westeuropäischen Bildung so sehr zurückgeblieben, daß er nicht einmal Subermann's „Ehre“, von der doch alle Welt gesprochen hat, gesehen habe.

Man kann dem Altbürgermeister den gerechten Schmerz hierüber ebensowohl nachfühlen, wie man seiner Vergnüglichkeit noch recht frohe Stunden gönnen mag. Unter nörgelichtigen Menschen war

sein gallenfreies Temperament erquicklich, und vieles an ihm erinnert an die Natur jener selbstigerechten Herren, die sich gern bei dem wohligen Gedanken beruhigen, wie doch in ihrer Stadt alles so schön bestellt sei.

Eine jener müßigen Anfragen, die alljährlich zur Sommerszeit als beliebte Zeitungs-Spielereien austauschen, beschäftigt sich diesmal mit dem Thema: Wie macht man Berlin zur schönsten Stadt der Welt. In der Fragestellung schon drückt sich der bescheidene Sinn aus, der so manches Berlinische Gemüth auszeichnet. Man befragt Gelehrte und Künstler, Politiker und Finanzgrößen? Auch Altbürgermeister Zelle würde um seine Ansicht befragt. Herr Zelle schmunzelte und seine Antwort klang beinahe, als wäre er verwundert, als wollte er sagen: Ja, Kinderchen, was habt Ihr denn nun eigentlich? Soll unjer Berlin denn noch schöner werden, als es ohnedies ist?

Freilich wird diese innige und so sehr erfreuliche Zuberficht nicht von jedermann getheilt und als gar bössartige Raifonneure erwiesen sich insbesondere die Architekten vom Schläge des genial veranlagten Bruno Schmitz. Aber man weiß schon, wie es mit dieser Sorte von Menschen geht. Das sind excentrische Leute, und sie stellen überspannte Forderungen. Da haben staatliche und städtische Behörden ihr möglichstes gethan, haben die maifigsten Kastengebäude errichtet, haben Denkmäler sorgsam in Reich und Glied aufgestellt, haben aufrechte Straßenzüge geschaffen und so stramm auf Geradlinigkeit und „Proppertät“ gesehen, daß jeder ordnungsliebende Eckbatenblitz z. B. mit Wohlgefallen darauf verweilt: und nun kommen die exaltirten Schmitz und Genossen und möchten am liebsten mit toll-dreister Verachtung dessen, was nun einmal würdig und weise geschaffen ist, für ihre hochstiegender Pläne Millionen verpuffen.

Mir ist es immer wunderbar erschienen, daß nauchaste Künstler, ernsthafte Gelehrte immer wieder auf Enqueten hin, die nichts sind, als mehr oder weniger verschämte Zeitungsspekulationen, jedem Aushorcher Rede und Antwort stehen, wenn er nur von dem meistverbreiteten unpolitischen Blatt gedeutet wird. Wie macht man Berlin zur schönsten Stadt der Welt? Welche Kindlichkeit, höflich gesprochen, liegt in dieser Frage an sich. Als ob sich das nach ein paar Rathschlägen von einigen freundlichen Menschen bei gutem Willen und rühmlicher Umsicht in wenigen Jährchen schaffen ließe. Wir machen alles, warum soll also Berlin nicht zur schönsten Stadt der Welt gemacht werden? „Feste drauf los, es wird schon gehen.“

Merdings auf die anspruchsvollen Leute und auf jene Bestimmten, die auf die lokalpatriotische Frage mit einem kläglichen: „Das können wir nicht!“ antworten, darf man nicht hören. Den einen Künstler verdrischt bereits die landschaftliche Lage Berlins, der andere ist entrüstet über die unisforme Geradlinigkeit und verweist auf das Beispiel der Pariser Boulevards und der Wiener Ringstraße, wo bei gewundener Linienführung dennoch das moderne Prinzip möglichst weiter Verkehrsfreiheit gewahrt ist. Der sieht, wenn er auf die Kreuzberghöhe steigt, ein Häusergewimmel, das sich auf mächtiger Fläche ausdehnt und dabei unruhig wirkt. Denn es fehlen die charakteristischen monumentalen Denkmale, auf denen das Auge wie auf Ruhepunkten verweilt. Ein anderer vermißt ein weites, blindendes Thalgelände wie das der Seine oder einen Höhenzug, der einen festumrissenen Hintergrund abgäbe. Aber alles in allem, läßt sich denn derlei „machen“?

Und wie viel Kulturmittel erst müssen, abgesehen von mehr oder weniger bevorzugter landschaftlicher Lage, zusammenfließen, um die Schönheit entstehen zu lassen! Liebe man selbst einem Duzend von Architekten wie Bruno Schmitz einer ist, völlig freie Hand, dürften sie unbedindert ihren Eingebungen oder ihren Liebhabereien folgen, käme man selbst dann nur von weitem jener Schönheit nahe, die nicht auf Kommando geschaffen werden kann, die sich vielmehr als edelster Kulturniedererschlag einer Gesamtheit darstellt, einer Gesamtheit von Schaffenden und Empfangenden? Es käme doch nichts Organisches, das sich einheitlich über ein Städtebild erstreckt, zu stande.

Der Sommer wird wieder vergehen, die Aushorcher des großen unpolitischen Wackers werden wieder anderen Leuten lästig fallen, die guten Rathschläge, wie macht man die schönste Weltstadt, werden verrinnen, wie glühende Eisenblasen: wir aber werden unsere nachsiebziger Parvenu-Kultur behalten, die Kultur aus der Periode der vielgezüchteten Millionäre. Sie brachte uns die knallproyige Scheinwelt, sie überschwemmte uns mit dem, was ich die Studkultur nennen möchte; den schreienden Aufpuß, statt gebiegener Echtheit. Stud, Stud, aufgedomerte, überschminkte Schönheit statt solider Natur.

Das überströmende Uebermaß der Studkultur, der unsere Selbstherrschaft nach Siebenzig so gierig huldigte, ist in den letzten Jahren wohl eingedämmt worden, das ist richtig. Aber immer noch tritt es so augenfällig auf, daß in der Fremde, und nicht immer auf Feindeseite, oft schon die bittersten Urtheile darüber gefällt wurden. Ein solches Verdammungsurtheil war in diesen Tagen in einer Wiener literar-wissenschaftlichen Revue zu lesen. Nicht immer gerecht, nicht immer sachkundig und nicht immer mit Rücksicht auf das besondere Leben Berlins urtheilte der Beobachter, — er irrte mitunter auch, wenn er unproletarische Erscheinungen mit in den Kreis seiner Berliner Betrachtungen zog, — aber im großen lebte in seiner Darlegung ein Zug von Aufrichtigkeit.

Beachtenswerth bleibt es immer, wie der Fremde selbst bis ins proletarische Alltagsleben hinein, die Spuren des plutokratischen Einflusses verfolgt. Leider kommt er mitunter zu schiefen Beall-

gemeinerungen. Die verhängnißvolle Vorliebe für den blendenden Schein, für die Surrogate, wie es der Verfasser nennt, läßt er in allen Kreisen verlitzen walten. „Sie färbt ab vom Reiziger der Prunkpaläste, deren Scheinglanz nicht im Verhältniß steht zu einfach gebedeener Schönheit, sie färbt ab bis zum Hausgeräth des mittleren Bürgerthums und bis zur Lebensweise des Proletariers.“

Mit den Surrogaten hat der Verfasser, ach! so vielfach Recht, leider drängt sich das Surrogat dem Proletariat ungebeten auf, die Verhältnisse üben den grausamen Zwang. Der Pariser Ouvrier sei stolz auf seine blaue Blause, meint der Wiener Beobachter, der Berliner Arbeiter stolze lieber mit einem Shoddy-Mantel wohlfeiler Eleganz. Hier hat der Beurtheiler oberflächlich gesehen und den vergleichenden Maßstab vielleicht nach ein paar sonntäglichen Vergnügungstätten gefunden. In Berlin ist das Selbstwie das Gesamtbewußtsein des Arbeiters sicherlich nicht minder rege, wie das seines Pariser Genossen. Wenn die Berliner Industrie ihm das Billigere, eine verschleierte Scheineleganz aufdrängt, wenn eine Reihe von Gastwirthschaften, um eine üppigere Speisenfolge darzustellen, minderwerthige Surrogate verabsolgen, so liegt es schwerlich daran, daß der Berliner Proletariat gerne den großen Herrn spielt. In diesen Beziehungen wird auch anderwärts, als in Berlin, mit Wasser gekocht. Und dann muß man gerade bei Berlin vielleicht mehr als anderswo sich davor hüten, was man beim Besuch von Gastwirthschaften und öffentlichen Lokalen erfahren hat, sofort als Beweismittel für das gesammte soziale Leben auszuspielen. Unserem Gesellschaftsritter in Berlin passiren da im einzelnen ganz merkwürdige Dinge. Er sieht eben vom inneren Familienverkehr ab und verallgemeinert Erfahrungen aus den Gastwirthschaften. Er spricht davon, wie man bei uns „Restaurants“ treffe, die in einem „Menu“ zu einer Mark ein „Diner“ so reichhaltig wie bei uns versprechen. Selbstverständlich kann man dabei kein „gebedeener Diner“ verlangen. Aber diese Art von Lokalen ist doch nur für einen verhältnißmäßig geringen Kreischnitt unserer Bevölkerung geplant und weder in der proletarischen, noch in der mittelbürgerlichen Familie herrscht die Vorliebe für einen Mittagstisch von „sechs Gängen“ vor, um sich hinterher einzureden, man habe wie bei großen Herrschaften gespeist. Gewiß, für eine Anzahl von Gastwirthschaften stimmt der Anflug mit dem „Niesenmeini ohne Werth“, aber nur ein Dummkopf ohne Geschmac oder ein eitler Narr wird sich auf die Dauer davon täuschen lassen. Der Magen läßt sich durch schäbige Scheineleganz nicht so leicht betrügen, wie das Auge der Leute; und so weit das Proletariat in Frage kommt, ist denn doch der innere Gegensatz zwischen der plutokratischen Welt und zwischen den Arbeitern so stark und man ist sich seiner so bewußt, daß es nicht gut angeht, in allen proletarischen wie mittelbürgerlichen Lebensgewohnheiten überall das gleiche Schema, überall den gleich nivellirenden Einfluß neu-berlinischer plutokratischer Progenkultur zu sehen. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Wie die Mönche auf den Philippinen Wunder thun.

Von einem Offizier wird im letzten Heft der Broschüren-Sammlung „Spanien“ nachfolgende Episode verzeichnet: „Ich war damals jünger und befand mich mit meinem Detachement einige 100 Meilen von Manila entfernt. Wie Sie wissen, haben unsere Mönche die Philippinen vollkommen zivilisirt und den Tagalen Begriffe von Kultur und Moral beigebracht. Die verstanden es, mit den Leuten umzugehen und sie in Respekt zu halten, und nie wäre es zur Rebellion und zu diesem unglückseligen Kriege gekommen, wenn man die Mönchsorden nicht in ihrer Autorität angegriffen hätte. () Gerade als ich mit meiner Truppe ankam, hatten die Mönche eine Gruppe von diesen Wilden um sich versammelt und redeten ihnen von der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes. Die Bösen werden bestraft und die Guten belohnt, sagten sie. „Ihr José und Juan,“ redete der Padre aufs gerathewohl zwei dieser gelben Kerle an, „seht Ihr, hier sind zwei geladene Büchsen, wenn ich nun auf Euch schieße, so kann dem Guten meine Kugel nichts anhaben, denn San Francisco schützt ihn. Paß auf, José!“ Ein Knall und ein Feuerstrahl, aber José blieb unverletzt und die Menge stand zitternd und bewundernd da. Und nun zum andern — wieder erhob sich der Büchsenlauf und der Kerl lag mit zerstückertem Schädel, sich in seinem Blute wälzend, zu unseren Füßen. „Das war ein Schuß,“ meinte der Padre ruhig, ein Wunder unseres Herrn hat ihn getödtet!“ Sie glaubten es und fürchteten sich vor den Mönchen. Was ging es auch die Tagalen an, daß eine Flintenblind, die andere scharf geladen war?“ —

Kunst.

— Eine deutsche Platakunstausstellung wird in Berlin am 15. Oktober eröffnet werden. Um die deutsche Platakunst künstlerisch und materiell zu fördern, hat sich ein Ausschuß von Künstlern und Sachleuten gebildet, der die deutschen Künstler zur Betheiligung an der Ausstellung auffordert. Der Ausschuß besteht aus den Herren Adermark, Dettmann, Doepler jun., Fricz Gurllit, Hasselblad-Norden, Erner und Veitstow. Zugelassen werden alle Platakentwürfe, Maueraffichen sowohl wie Binnenplakate, sofern sie nicht gegen Sitte und Anstand verstoßen, den Zwecken der Reklame entsprechen und künstlerisch nicht zu unbedeutend sind. Eine besondere

Aufnahme-Jury tritt nicht zusammen. Die Ausstellung soll mindestens vier Wochen dauern. —

Erziehung und Unterricht.

— Englische Spielschulen. Die Engländer erachten es schon lange nicht bloß für nützlich, sondern geradezu als notwendig, daß die Kinder neben dem Volksschul-Unterrichte auch hinlängliche Gelegenheit zum Spielen finden; ein altes englisches Sprichwort besagt: „Stete Arbeit und kein Spiel machen Hans zu einem dummen Jungen.“ Diese Prinzipien wendet der „Verein für Unterhaltungsabende armer Kinder“ in London seit etwa sieben Jahren in immer größerem Umfange an. Bald nach der Gründung dieses Vereins wurden, wie die „Soz. Praxis“ mittheilt, Unterhaltungsabende für Schulkinder auch in den englischen Provinzstädten ins Leben gerufen. In London fanden im letzten Jahre vom September bis zum Mai in 34 der ärmsten Bezirke Spielabende statt, welche wöchentlich etwa 300 Kinder aus den verschiedensten Schulbezirken unterhielten. Anfangs freilich waren mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden: die Sorge für Räumlichkeiten, für freiwillige Spielleiter und für Geld. Bald wurden von den Schulleitungen Lehrzimmer, Beleuchtung und Heizung bereitwillig zur Verfügung gestellt. Zahlreiche Mütter und Frauen übernahmen die Leitung der Spiele, sammelten auch reichlich Geld zu diesem Zwecke. Großen Vortheil bot die Mitwirkung der Lehrerschaft, von denen viele ihre freie Zeit dem Unternehmen widmeten. Die Benutzung gerade der Schulzimmer als Spielraum und die Anwesenheit der Lehrer war von bestem Einfluß auf die Kinder. Die Schule verlor dadurch für sie einen Theil ihres strengen und unangenehmen Ernstes, da die Kinder ihre Lehrer nicht bloß als Schulmeister, sondern auch als Kinderfreunde kennen lernten. Und da die Erlaubniß zur Theilnahme an diesen Spielabenden vom regelmäßigen Schulbesuche abhing, wurde der Eifer der Kinder und die Liebe zur Schule durch die Spielabende erhöht. Um 6 Uhr abends versammelten sich die Kinder in einem größeren Schulzimmer. Die Klänge eines Klaviers ertönen, und sofort tritt die Ruhe ein; die Kinder stellen sich in Reih und Glied und marschiren nach dem Takte der Musik im Zimmer umher, um sich dann in die einzelnen Klassen zu vertheilen, je nachdem sie ruhige oder laute Spiele vorziehen. In einem Zimmer sitzen Kinder über Bilderbüchern, die anderen treiben ein Gesellschaftsspiel, setzen Bausteine zusammen oder beschäftigen sich mit Räthselauflösungen. Die Mädchen spielen am liebsten das Kaufmannsspiel und vor allem natürlich mit Puppen. Die lebhaftesten Spiele werden in der Turnhalle abgehalten. Hier wird getanz, gebogt, Ball oder Reif geworfen, gesprungen u. s. w. In einem Raume erhalten die Kinder Anleitung, aus Abfällen von Tuch, Wolle, Seide, Papier, Korl, Flißergold u. s. w. Weihnachtsgeschenke anzufertigen. Die größte Freude bereitet den Kindern das Erzählen von Märchen; ein Spielleiter, der Märchen gut vorzutragen versteht, ist stets einer athemlos laufenden Kinderdame sicher. Manchmal werden auch Theatervorstellungen — Märchen und Feengedichten — aufgeführt und die Eltern der Kinder hierzu geladen. Dadurch wird das Interesse an der Schule auch bei diesen erhöht. In London werden die Spielabende an den Volksschulen für arme Kinder von zehn Jahren aufwärts veranstaltet, denn gerade in diesem Alter bietet die Straße für sie viel Anziehungskraft und Gefahr. Daher dürfen auch Kinder, welche die Schule bereits verlassen haben, an den Abenden theil nehmen, und so kann die Schule auch auf jene ihren moralischen Einfluß ausdehnen, die schon selbst Brot zu verdienen gezwungen sind und in ihrem jungen Alter der Stütze und eines moralischen Haltes bedürfen. Nicht selten helfen diese „alten“ Knaben und Mädchen die jüngeren im Spiele unterweisen. —

Aus dem Thierleben.

t. Der afrikanische Hyänenhund ist wohl der schönste, kräftigste und verwegenste Vertreter der ganzen Hundefamilie. Es giebt Berichte von Afrikanreisenden, in denen behauptet wird, daß dieser Hund jedes Raubthier, sogar Löwen und Panther, infolge eines angeborenen Widerwillens angreift und verjagt oder sogar zerreiht, wenn er sich mit einer genügenden Zahl seiner Genossen zusammengesetzt hat. Der Hyänenhund (*Lycan pictus*) hat seinen Namen von der gleichzeitigen Ähnlichkeit der Kopfform und der Körperzeichnung mit einer Hyäne und einem Hunde. Besondere Verdienste um die Erforschung dieses Thieres hat sich die Londoner Zoologische Gesellschaft erworben. In deren prächtigem Garten leben seit geraumer Zeit mehrere Paare von Hyänenhunden, die man sogar zur Fortpflanzung gebracht hat. Die Geburt der Jungen findet in der ersten Januarwoche des Jahres statt. Zum ersten Male trat dieses Ereigniß im Londoner Zoologischen Garten im Januar 1896 ein, jedoch ging der ganze Wurf zu grunde. Im vorigen Jahre kamen wiederum fünf junge Hyänenhunde zur Welt, von denen drei ihrer natürlichen Mütter gelassen und zwei einer irischen Terrier-Hündin anvertraut wurden; letztere starben beide. Von den drei bei ihrer Mutter verbliebenen wurde eines am Morgen nach der Trennung todt aufgefunden, wahrscheinlich hatte der Wärter bei der Fortnahme der beiden Geschwister das Kleine berührt, und die Mutter wollte deshalb nichts mehr von ihm wissen. Es ist das eine häufige Erscheinung, daß Säugethiere ein Junges verstoßen, wenn es von Menschenhand berührt worden ist; dasselbe kommt sogar zuweilen bei Vögeln vor. Von den zwei jungen Hunden, die nun noch übrig waren, frag die Mutter eines auf. Das letzte war eine Zeit lang außerordentlich schwach, blieb aber doch am Leben. Es war

sehr wild und schnappte, als es erst 6 Wochen alt war, nach jedem, der es anfassen wollte. Im Alter von 4 Monaten gab man ihm einen jungen Terrier zur Gesellschaft, mit dem der Spänenhund anfangs eine wahre Freundschaft zu schließen schien, bis der kleine Terrier seinen Genossen einmal beim Spiel mit seinen scharfen Zähnen etwas verwundete, so daß ein wenig Blut kam. Durch den Anblick des Blutes wurde der Spänenhund ganz wild, bis voll Wuth in seine eigene Pfote und hatte sich dieselbe ganz zerfleischt, ehe der Wärter herzuwelen konnte. Glücklicherweise heilte die Wunde gut und das kostbare Thier blieb erhalten. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

f. Die Darstellung des künstlichen Eiweiß soll dem Wiener Gelehrten Lillienfeld gelungen sein. Er führte darüber in einem Vortrag, den er auf dem Kongress für angewandte Chemie in Wien hielt, etwa folgendes aus: Eine der schwierigsten Aufgaben der organischen Chemie ist die Synthese von Eiweißkörpern, da man bisher keinen Einblick in die Konstitution dieser hochmolekularen Verbindungen gewinnen konnte und nicht einmal ein annähernd wahrhaftiges Bild über die Gruppierung der bisher gewonnenen Spaltungsprodukte im Eiweißmolekül besitzt. Drogdem haben es viele Forscher versucht, die Synthese der Eiweißkörper durchzuführen. Auch Lillienfeld hat schon früher mehrfach synthetische Arbeiten ausgeführt, konnte aber auf den Wegen, auf denen man es bisher versucht hat, zu keinem Resultate gelangen. Jetzt sei es ihm aber, auf einem verhältnißmäßig sehr einfachen Wege gelungen, einen Körper synthetisch darzustellen, der als synthetisches Pepton bezeichnet werden müsse. Er führte seinen Zuhörern das Experiment auch vor. Das Verfahren beruht auf der Kondensation von Phenol mit Amidessigsäure unter Zuhilfenahme von Phosphorochlorid als Kondensationsmittel. Nach einigen Minuten war die Reaktion vollzogen und Lillienfeld fällte aus dem Reaktionsgemisch das Chlorhydrat des synthetischen Peptons mit Alkohol und Aether aus. An diesem vor den Augen der Zuhörer dargestellten synthetischen Pepton demonstrierte Lillienfeld alle Reaktionen, die die Identität des synthetischen Produktes mit natürlichem Pepton bewiesen. Sowohl die Färbungsreaktionen, als die Fällungsreaktionen und die Löslichkeitsverhältnisse stimmten mit denjenigen der natürlichen Peptone überein. Danach müsse, so folgerte er, der Körper als der erste synthetisch dargestellte Eiweißkörper bezeichnet werden. In bezug auf den Nährwerth hätten die bisherigen Versuche ergeben, daß das synthetische Pepton als Nährstoff natürliches Eiweiß vollständig ersetzen kann. —

Technisches.

gr. Verschiebung einer Straßenbrücke von 35 Meter Spannweite. Ein ganzes Bauwerk zu verschieben, eine Aufgabe, deren Lösung noch vor wenigen Jahren als hervorragende Leistung amerikanischer Technik angestammt wurde, gehört jetzt auch in Europa nicht mehr zu den besonders bemerkenswerthen Vorgängen. Wenn im folgenden über einen derartigen Fall nach der „Zugen-Zeitschr.“ berichtet wird, so geschieht das deshalb, weil das Bauwerk nicht allein verschoben, sondern auch gleichzeitig gedreht wurde. Es handelte sich darum, eine Straßenbrücke von 35 Meter Spannweite und von 70 Tonnen Gewicht zu verlegen. Die Brücke führte über einen Tunnel der Grubenbahn Keimtraben-Heinitz und mußte, als der Tunnel durch einen Einschnitt ersetzt werden sollte, an eine neue Stelle gebracht werden, weil zu befürchten war, daß der zerrissene Felsuntergrund der Mauerpfeiler beim Herstellen des offenen Einschnittes niedergehen würde. Man wählte als neue Lage für die Brücke einen etwa 30 Meter entfernten Punkt, dessen Gestein sicher befunden war, und erbaute dort neue Pfeiler. Die Lage der letzteren machte es nothwendig, die Brückenachse während des Verschiebens zu schwenken, und deshalb dürfte nicht jedes Ende der Hauptträger einen Wagen für sich erhalten, sondern es mußte unter jedem Brückenende ein Wagen mit Drehgestell angebracht werden. Ferner war darauf zu achten, daß der Abstand der beiden Wagen von einander immer gleich blieb, zu welchem Zweck je eine Schiene beider Geleise mit Marken versehen wurde. Da die Bodenüberlagerung des Tunnels bereits beseitigt war, so konnte die Jahrbahn nicht unmittelbar auf den Boden verlegt, sondern mußte durch ein etwa 10 Meter hohes Gerüst unterstügt werden. Die unter der Gebirgsstörung leidenden Einschnittsböschungen waren zur Aufnahme von Stützen nicht genügend sicher. Der größte Theil der Last mußte deshalb auf den Untergrund zu beiden Seiten des nahezu freigelegten letzten Tunnelstückes übertragen werden, während die sich bildenden wasserrechten Kräfte durch gegenseitige Verspannungen der beiden Traggerüste aufgenommen wurden. Die Brücke war inzwischen mittels Stockwinden so hochgehoben worden, daß ein eiserner vierrädiger Wagen mit Rädern von 80 Zentimeter Durchmesser unter jedes Brückenende geschoben werden konnte. Dabei wurden die Enden mit besonderen eisernen Trägern ausgetüftet, in welche der Rapsen des Drehgestells paßte. An beiden Wagen wurden Stahldrahtseile befestigt und durch Bauwinden aus einer Entfernung von etwa 100 Metern angezogen. Die vollständigen Geleise waren aus Eisenbahnschienen auf hölzernen Querschwellen gebildet und diese auf zwei hölzernen, 1,5 Meter von einander entfernten Längsträgern gelagert, diese ruhten auf etwa 10 Meter hohen, im Abstände von durchschnittlich 2,5 Meter aufgestellten Gerüstjochen.

Der Jahrbahn war von der alten nach den neuen Pfeilern hin ein Gefälle von etwa 1 zu 300 gegeben, auch hatte man sie in der Mitte um etwa 10 Zentimeter überhöht, um Senkungen der Gerüstjoch auszugleichen. Für den Fall, daß sich die Jahrbahn unerwartet an irgend einer Stelle stark senken sollte, waren die Wagen an ihrem hinteren Ende mit Stahldrahtseilen versehen, die um starke Pfähle geschlungen der fortschreitenden Bewegung entsprechend nachgelassen wurden, und mittels deren die Wagen in jedem Augenblick angehalten werden konnten. Die gesammelten Vorbereitungen, namentlich der sehr schwierige Gerüstbau, nahmen etwa acht Wochen in Anspruch. Die Brücke wurde mit einer Geschwindigkeit von 1 Meter in der Minute verschoben. Somit hätte eine halbe Stunde zur Ausführung genügt. Die Arbeit dauerte indessen etwa drei Stunden, weil ein hölzerner Schienenlängsträger zerbrach und bei der Bewegung der Wagen in dem letzten getrimmten Theile der Geleise ein Drahtseil zerriß. —

Humoristisches.

— Hochwohlgeboren. Diener A. (zu seinem, bei einem geadelten Sanitätsrath in Stelle befindlichen Kollegen): „Du, sag' mal, da hab' ich gehört, daß Dein Herr zu jener Zeit, als er sich mit seiner jetzigen Frau, der Gräfin verlobte, ein ganz einfacher, bürgerlicher Landdokter gewesen sein soll!“
Diener B.: „Allerdings, mein Lieber; aber inzwischen haben sich der Herr Sanitätsrath infolge seiner vielen Orden allmählig so hinaufgeboren!“ —
— Begriffsstutzig. Junger Mann: „Mein Schwiegervater wird immer dümmel! Klug' ich ihm da neulich in den rührendsten Worten, daß mein Haar durch die Geldsorgen ergraut sei. Bereitwillig verspricht er auch Hilfe — und was sendet er mir heute?! ... Ein „Haarfärbemittel!“!“ —
(„Flieg. Bl.“)
— Ein Kaiser. Frischen kommt seelenvergnügt aus der Schule nach Hause. „Papa, Mama, ich bin heute Kaiser geworden!“
„So? Wie ist denn das gekommen?“
„Ja, Papa, ich bin zuerst fertig geworden, und da war ich Kaiser!“ und die Augen des Jungen leuchten.
„Das ist ja famos! Da hast Du fünf Pfennig, kaufst Dir was dafür kaufen.“
Frischen sticht das Geld ein und ist sehr stolz.
„Aber sag mal, womit bist Du denn zuerst fertig geworden?“
„Mit meiner Stulle!“ —

Vermischtes vom Tage.

— 110000 Lokomotiven sind auf der Erde im Betrieb, und zwar in Europa 64 000, Amerika 40 000, Asien 3300, Australien 2000 und Afrika 700. In Europa besitzen: Deutschland 15 000, Oesterreich-Ungarn 5000, Italien 4000, Großbritannien und Irland 17 000, Frankreich 11 000, Rußland 3500, Belgien 2000, Niederlande 1000, Spanien 1000 und Schweiz 900 Lokomotiven. —
— Ein Bergmann wurde bei Orzegow in Ober-Schlesien von einem Personenzuge überfahren und getödtet. —
— Ein dreizehn Jahre alter Schüler aus Konitz in Westpreußen rettete seine 14 jährige Schwester und deren 15 Jahre alte Freundin aus dem Muskendorfer See, die beim Baden in große Gefahr gerathen waren. —
— Auf Lundgaardfeld bei Tondern wurde eine achtzigjährige Frau in der Nähe ihres Hauses von einem Bienenstich warm überfallen. Man fand sie in bewußtlosem Zustande. Der Tod trat nach wenigen Stunden ein. —
— Eine Draisine wurde zwischen Horstmar und Darfeld von einem Güterzuge überfahren. Ein Mottenarbeiter kam dabei ums Leben, ein anderer wurde tödtlich verletzt. —
— Bei dem Hagelschlag in Köln am Sonntag Abend fielen Schloßen im durchschnittlichen Gewicht von 80 bis 100 Gramm, doch auch solche von 150 bis 250 Gramm waren keineswegs selten. Ein niedergefallenes Eisstück, das gleich nach dem Unwetter aufgehoben wurde, wog sogar ein Kilogramm. —
— Zum 500 jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst wird im Juni 1900 zu Mainz eine große Feier veranstaltet werden, zu der jetzt schon die Vorbereitungen getroffen werden. —
— In Südbungarn sind am Donnerstag drei Gemeinden abgebrannt. —
— Nach einem Gelage geriethen zwei Fürsten und ein Edelmann in Dne bei Kutais in Streit. Einer von ihnen wurde durch einen Schuß, ein anderer durch acht Dolchstiche getödtet. —
— Beim Brande in Kasan sind im ganzen 138 Grundstücke mit 256 Gebäuden, darunter Fabriken und öffentliche Gebäude, eingeeigert worden. —
— Die Erdstöße in Messina dauern fort. Die Bewohner fliehen in die Kampagna. Der Vesuv hat einen neuen Krater gebildet, der fortwährend Lavamassen ausstößt. —
t. Der Goldbergbau in Transvaal hat im März d. J. den höchsten bisher erzielten Betrag erreicht: 347 650 Unzen Gold im Werthe von 25 Millionen Mark. —